Die Reise nach Ikarien.

Roman von H. Schwarz.

2. Fortsetzung.

Viele Gedanken durchzuckten blitzschnell den Kopf der großen Frau. Was aus Vielen Gerüchten bereits bekannt sie ihrer Stolz und sagte überlegenlich:

„Komm nur, Martina, kommt Mich sich schön? Es wird die heute nicht so langweilig sein als sonst. Der Neffe von Herrn Pelten kommt heute auch. Weißt du, der Maler.“ Martina blickte sich rasch nach einer Blume, die ihr aus dem Gürtel gefallen war. Als sie sich wieder aufrichtete, war ihr helles Gesicht von leuchtender Röte überflossen. Scheinbar gleichgültig befestigte sie die Schneeglöckchen wieder und sagte dabei:

„Nun, wenn dir gar so viel daran liegt, Tante Ernestine, dann komme ich eben. Um wieviel Uhr?“

„Du bist lieb, Martina. Ich danke dir. Mann? Nun vielleicht um 8 Uhr. Wirst du deinen Tee erst mit uns nehmen — oder“ —

„Nein, ich esse jetzt nichts. Hoffentlich hast du etwas recht Gutes in Bereitschaft. Ich werde vor Langeweile immerfort essen.“

„Wirst kaum dazu kommen. Herr Pelten, der Maler, soll ein rechter Don Juan sein. Hüte dich vor ihm.“ Martina lachte hell auf, und die Tante verließ befriedigt das Zimmer.

Draußen sah sie auf die kleine goldene Uhr, die sie immer am Gürtel trug. Erst drei Viertel sieben. Da konnte sie noch gut Onkel Fritz aufsuchen, der am äußersten Ende des Ganges ein Zimmerchen besaß. Es war dies ein ältlicher Verwandter ihres verstorbenen Mannes, der harmlos und still sein sogenanntes Gnadenbrot in dem Hause verzehrte. Frau Langenscheit hatte die Gewohnheit, alles mit ihm zu besprechen, über alles mögliche ihm zu klagen und ihn zuweilen um Rat zu fragen, den sie aber nie befolgte. Onkel Fritz wußte dies auch und bemühte sich, ihr nur immer den Rat zu geben, den sie zu hören wünschte. Er hatte ein wenig Furcht vor der großen, kühnen Frau und tat ihr um des lieben Friedens gern alles, was er ihr an den Augen absehen konnte. Er war ein wenig aus der Langenscheitschen Art geschlagen, das heißt, er interessierte sich nicht nur für das Geschäft, für Seidenweberei, sondern war ein leidenschaftlicher Sammler. Er sammelte alles mögliche, Wertvolles und Wertloses. In seinem Zimmer sah es aus wie in einem Trödlerladen.

Als Frau Ernestine eintrat, saß er an seinem Tischchen. Vor ihm lag eine schwarze, uralte Münze, die er mit der Lupe untersuchte. Das weiße Haar hing ihm wirr ins Gesicht, das frisch und bartlos war wie das eines Kindes. Sein schmächtiger Körper schnellte empor, als er Ernestine sah. Schnell räumte er einen Sessel ab, darauf einige trockene Reptilien lagen, und sagte freundlich:

„Sieh nur, Ernestine, diese schönen Exemplare. Und dann habe ich wieder einen ganz echten Georgstaler entdeckt.“ Frau Langenscheit winkte geringschätzig mit der großen, weißen Hand.

„Laß nur, Fritz, ein andermal. Du weißt schon, ich interessiere mich nicht für alten Kram. Doch ich bin zu dir heraufgekommen, um dir mitzuteilen, daß ich endlich einen definitiven Bescheid von meinem Vetter habe. Er hat mir einen Geschäftsführer besorgt, wie ich ihn brauche. Hier ist sein Brief. Willst du ihn lesen?“

Onkel Fritz hätte ihn gern gelesen. Doch er wußte schon, daß er ihn nicht in die Hand bekommen würde. So wie er ihn erfaßt hätte, würde die Schwägerin, wie er sie immer nannte, ihn aus der Hand nehmen und ihn vorlesen. Er kannte das. So sagte er gutmütig:

„Lies ihn nur vor, Schwägerin. Ich höre es lieber.“

Ernestine hatte es nicht anders erwartet. Sie entfaltete das Schreiben, behielt aber die Photographie noch verdeckt in der Hand. „Also höre.

Meine liebe Ernestine!

Dein Wunsch war mir natürlich Befehl. Ich fahndete in meinem großen Bekanntenkreise nach einem Geschäftsführer für Dich. Deine Ansprüche schienen mir etwas zu hoch und auch seltsam. Jung mußte er sein, tüchtig, ledig, sehr hübsch und sehr intelligent, Vermögen nicht nötig, Photographie erwünscht. Und denke Dir den Glückszufall: ich fin' de einen solchen Menschen, der all die Eigenschaften besitzt, die Du wünschest. Mein Freund, der seine Fabrik verkauft, empfahl mir ihn warm. Er sei außerordentlich tüchtig, energisch, umsichtig. Und daß er von sehr angenehmem Aeußeren ist, zeigt Dir sein Bild. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Hoffentlich bist Du mit ihm zufrieden. Wenn ich nur wüßte, wozu Dir seine Schönheit soll! Wärest Du jünger oder hättest Du eine Tochter — hm, ja, dann könnte ich mirs erklären. Aber sei Du, wie Du willst, ich gönne Dir das Glück, denn Du hast es verdient. Was macht Martina, das Goldkind? Gag ihr, daß ich ganz Ihrem Urteil vertraue. Sie soll halt mitbestimmen.

Herzlich Dein Vetter Hans.

Frau Ernestine blickte jetzt erwartungsvoll auf den alten, verschrumpelten Mann. Der rieb sich die Hände und kicherte schlau. Aber er schwieg fest. Er wußte, er durfte noch nicht reden. Sie mußte erst sprechen. Und sie tat es: „Ich hab' Glück, Onkel Fritz! Sieh dir nur sein Bild einmal an. Ein feines Gesicht kannst du sagen.“

Nun reichte sie ihm das Bild herüber. Rasch faßte er der Dame und blickte dann wohlgefällig auf den charaktervollen Männerkopf, der ihn mit kühnen, tiefen Augen ansah. Eine scharfe, gebogene Nase, ein spitzer Bart bedeckte zum Teil die ausdrucksvollen Linien des Mundes. „Sehr männlich, sehr hübsch,“ nickte Onkel Fritz, „ein bißl was von einem Mephisto hat er.“

„Was fällt dir ein? Nein, er sieht eher wie ein Faust auf. Weißt du, auf dem Bilde von Martina. Natürlich wie Faust nach dem Zaubertranke. Er wird Martina gefallen. Und sie ihm natürlich auch. Dann heiraten sie. Martina steckt ihr Geld in die Fabrik, was dann selbstverständlich ist und — nun, was willst du sagen, alter Widerspruchsgeist?“

„Ich? Oh — nichts. Ich dachte nur — ob er am Ende noch frei ist?“

Frau Langenscheit zog finster die Brauen zusammen. „Du wirst schon recht alt, Fritz! Du hörtest doch: ich machte dies förmlich zur Bedingung!“

Bescheiden duckte der alte Mann sich ganz klein zusammen und stotterte ganz ängstlich:

„Ja, ja, sicher. Ich meinte ja auch nur so. Weißt du, ich meinte, sein Herz“ —

„Ach was, Herz! Das gibt's heutzutage nicht mehr. Jeder heiratet nach seinen Vorteilen. Du bist kein Fortschrittler, mein lieber Fritz! Aber sage mir, nicht wahr, dir gefällt er auch, ich soll eingehen auf Hansens Vorschlag, soll ihn gleich fest engagieren. Und er muß sich mir auf mindestens fünf Jahre kontraktlich verpflichten. Was meinst du?“

Ergeben meinte Onkel Fritz: „Ja, ja, engagiere ihn nur. Es ist am besten so. Bin ganz deiner Meinung.“ Frau Ernestine erhob sich befriedigt und steckte den Brief mit dem Bilde wieder in die Tasche. Den Blick in dem vollgepfropften Raume umherfliegen lassend, sagte sie:

„Du kommst heute natürlich hinunter. Auch Martina kommt. Wir müssen den Leuten, die zu meinen besten Kunden gehören, zeigen, daß wir eine Familie sind. Und sei nur freundlich zu allen. Besonders zu Frau Pohl. Sie hat einen bösen Mund und einen ausgedehnten Bekanntenkreis.

Wehmütig nickte der alte Mann mit dem weißen Kopfe. Er wäre so gern in seinem Zimmer geblieben, wo es so still, so einsam war. Er hatte für heute noch so viel zu tun. Aber da half kein Sträuben, kein Weigern. Ernestines harte Augen zwangen alle, alle. Ob sie auch den neuen Direktor zwingen würden? Und das Schicksal? Und die jungen Herzen der beiden ahnungslosen Menschenkinder?

Er horchte lange auf die sich entfernenden, festen Schritte der Frau. Dann nahm er den Taler und die Lupe vor und murmelte:

„Schade, die Menschen sind heute schon so weit vorgeschritten. Aber eine Lupe für Menschen haben sie noch nicht erfunden. Wie vieles läuft da auf der Welt herum, das echt und wertvoll aussieht, und ist nur übertüncht. Kein Sammler würde so ein Stück mögen. Und die Menschen achten und schätzen es. Und wieder andere, die sind unscheinbar wie diese Münze, vergessen, verachtet, verkannt. Ja, ja. Aber das sind wohl recht unmodische und rückschrittliche Gedanken. Gottlob, daß sie Ernestine nicht gehört hat.“

Er putzte mit seinen Rockschößen an der alten Münze herum, lachte und nickte glücklich mit dem weißen, buschigen Kopf. Dann holte er sich einen abgerissenen Folianten herbei und versank in Lesen und Sinnen. Plötzlich fuhr er empor und starrte auf die Tür, die sich geöffnet hatte. Dort stand ein feines, schlankes Wesen, in graue, knisternde Seide gekleidet. Und dann lachte das Wesen hell und klingend:

„Aber Onkelchen, wo bist du nur wieder? Komm' zurück auf unsere nüchterne Erde! Hast du nicht schon Hunger? Es ist nämlich gleich acht Uhr. Und Tante Ernestine wartet. Schnell, schnell in den guten schwarzen Rock geschlüpft. Komm', ich helfe dir.“

Gutmütig half Martina dem ganz Bestürzten in den langen Bratenrock, rückte ihm die Krawatte zurecht und holte ihm die Manschetten unter allerlei Krimskram hervor. Dann rückte sie ihn lustig um.

Der Alte faßt' halt, lächelnd, halb plötzlich in die rosige Wange des Mädchens.

„Ei, ei, wie kein hast du dich heute gemacht! Du werden die Jahrmarktsjungen schlagen! Wer kommt denn heute alles?“

Martina zählte gleichgültig die Gäste.

„Was weiß ich! Kenne meiner niemand von der ganzen Clique. Wieso liebst du, daß ich anders aussehe als sonst? Ich trage gar Seidenjeans und anstatt Schwarz Grün. Das hat sie auf, quitt Entchen. Aber nun rasch!“

Die beiden ungleichen Gestalten verließen das traulliche, Alte Zimmer und stiegen in den ersten Stock hinab.

Unten war schon alles festlich erleuchtet. Die Räume machten einen wirklich behaglichen, eleganten Eindruck. Im Speisezimmer war die lange Tafel gedeckt. Hier aß man zurzeit irgendeinen kalten Braten, Aufschnitt, Fische und dergleichen, noch wurde ein feiner, weißer Salat gereicht. Weiter gab es Tee, Punsch, Bier, je nach Geschmack und Bedürfnis. Torten und kleines Tiegebäck standen in unendlichen Mengen umher.

Die Abende bei Frau Langenscheit waren sehr beliebt. Sie war nicht geizig und zeigte gern ihr Geld.

Nach Tisch wurde an verschiedenen kleinen Tischen Karten gespielt, die meisten Damen jedoch „handarbeiteten“. Dazwischen lief das drollige Hausmädchen hin und her, das frischen Tee und Backwerk herumreichte.

Einige Stunden später. Das Essen war vorüber, man befand sich in dem behaglichen Zustand des Verdauens. Zwanglos saß und stand man umher, während das Mädchen die Spieltische herrichtete. Frau Langenscheit saß neben einer großen, rotwangigen Person am Sofa. Beide handarbeiteten nicht. Sie hatten für keine Kinderfüßchen zu sorgen, für keine rosigen Kinderglieder niedliche Sächelchen anzufertigen.

„Hast's eigentlich ganz hübsch hier eben in deinem Reich. Urgemütlich. Ich glaub's schon, daß du lieber hier bliebest. Aber nun komm', komm'!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Nogi - Tempel.

Ein Ehrenbau für den japanischen Helden-General.

In Gegenwart der höchsten Würdenträger des japanischen Reiches hat vor kurzem in Tokio die feierliche Einweihung des Nogi - Tempels durch Schinto - Priester stattgefunden. Damit ist der berühmte General, der Selbstmord beging, um seinen Kaiser nicht zu überleben, nunmehr definitiv in den Olymp der Japaner eingereiht worden. Ein Franzose schildert dieses modernste japanische Heiligtum, das von zahllosen Frommen besucht wird, wie folgt:

Die Schinto - Religion, deren Mittelpunkt der Kultus der Ahnen ist, basiert hauptsächlich auf der Verehrung der großen Männer, und so ist es denn natürlich, daß dem Andenken des Helden von Port Arthur ein Heiligtum geweiht wurde. Man hat dazu das Haus gewählt, in dem Nogi bei Lebzeiten selbst seine Ahnen verehrte und das nun seinen Namen erhalten hat. Der schlichte Bau erhebt sich im Innern des Besitztums, das der General in seinem Testament der Stadt Tokio zum Geschenk machte. Nachdem sein ganzes Geschlecht erloschen ist, wird dieses Gebäude, in dem der „Letzte der Samurai“ Harakiri verübte, als Gotteshaus weiter seinem Ruhme dienen. Es ist noch ganz so geblieben, wie es an dem Tage des blutigen Dramas war. Noch sind die Mauern des kleinen Zimmers im zweiten Stock mit dem Blute Nogis befleckt; kleine Schrifttafeln erzählen an jeder Tür von dem einstigen Zweck dieser Räume: „Ruhezimmer der Frau Nogi“, „Zimmer des Selbstmordes der Frau Nogi“ usw. Andächtige neigen sich vor diesen Zeugnissen einer nationalen Erinnerung; mit besonderer Ergriffenheit betreten sie den Raum, in dem der General Harakiri verübte. Im Garten drängt sich die Menge. Hier, auf diesem 400 Quadratmeter großen Raum, sind noch die Spuren der Arbeit zu schauen, die Nogi zur Pflege seiner Bäume und Pflanzen verrichtete. In einer Ecke liegen noch Hacke und Spaten, mit denen er den Boden gelockert. Nicht weit davon blühen die berühmten Kakipflanzen, die die Gräfin Nogi bei der Geburt jedes Sohnes einsetzte, „damit ihre Enkel, wenn die Bäume groß geworden sind, die Früchte pflücken könnten.“ Aber wenn die Bäume blühen werden, dann werden freilich nur Andächtige sie betrachten, denn die, für die sie gepflanzt wurden, sind auf den Hügeln von Port Arthur und Nanschan gestorben.

— Gemütlich. Grüß Gott, Sepp! Wo kommst denn her?

Grüß Gott! Beim Ochsenwirt war i.

War mein Nazi net unten?

Ja, weißt — dort haben s' gezauft — und da sind sie so durcheinandergelegen, daß ma' an einzelnen gar net auskennt hat

Die Zitrone.

Skizze von Wilhelmine Arvers.

Kolyschkin erhielt vom Chef des Departements ein Telegramm folgenden Inhalts: „Der Minister bittet Ihnen ankündigen, in Eisenbahnangelegenheiten nach Petersburg zu kommen.“

Diese Mitteilung verlegte den Empfänger in Gedanken und Aufregung. Er mußte schon Gelegenheit haben im Laufe, ohne je noch der Hauptstadt zu reisen, um „seine Verlegung“ zu machen.

„Was mag nur sein? Wenn merke ich noch der Reisung gerufen?“ Kolyschkin erschöpfte sich in allerlei Vermutungen. Er war ein schüchterner, guter Mensch, höflich und ehrlich. Da war nicht viel zu überlegen, und am folgenden Tage nach Empfang des Telegramms reiste er ab. Gegenüber Uhr mittags war Kolyschkin bereits im Ministerium. Nach warten die Wartezimmer und Wandelgänge voll. Kuriere und Diener schritten mit wichtiger Miene auf und ab und unterhielten sich miteinander. Kolyschkin setzte sich auf den ersten besten Stuhl, um zu warten. Einer der Kuriere mit rotem Kragen auf dem Rocke ging vorüber, blieb stehen und fragte barsch: „Zu wem wollen Sie?“

„Zum Direktor des zweiten Departements!“ antwortete Kolyschkin, der unwillkürlich aufgestanden war. Es kam ihm gewissermaßen unhöflich vor, sitzend mit einem Kurier zu sprechen.

„Sie werden noch lange zu warten haben. Der Empfang beginnt erst nach zwei Uhr“, bemerkte der Kurier und ging weiter.

Es verstrichen in der Tat noch ein paar Stunden, bis Kolyschkin hineingebeten wurde. Der Direktor sagte ihm: „Ich habe Ihnen eine angenehme Mitteilung zu machen. Für die Vakanz in Nikolajew fiel die Wahl auf Sie. Der Minister ließ Sie herkommen, um Sie näher kennen zu lernen. Seine Exzellenz ist nicht ganz wohl und hält daher keinen Empfang ab, aber Sie werden wahrscheinlich in sein Privatkabinett befohlen werden.“

Nachdem Kolyschkin in liebenswürdigster Weise vom Chef des Departements verabschiedet worden, ging er, entzückt über diesen Empfang, vom Ministerium nach seinem möblierten Zimmer, legte den Sonntagsstaat ab, streckte sich auf dem Bette aus und versenkte sich in angenehme Träumereien.

„Die Wahl fiel auf Sie . . . Eine Wahl! — Folglich waren mehrere Kandidaten da. Es wurde überlegt, geprüft, und er sollte siegen. Sicherlich deshalb, weil nicht nur amtliche, sondern auch persönliche und gesellschaftliche Rücksichten in Betracht gezogen wurden. Wie ernst und gründlich doch dergleichen Ernennungen erfolgen, und anscheinend auch ganz ruhig und leidenschaftslos.“

So dachte Kolyschkin und fügte noch hinzu: „Ich habe ja um nichts gebeten und hätte auch gar nicht gewagt, es zu tun . . . plötzlich lenkte sich die Aufmerksamkeit auf mich und — „die Wahl fiel auf Sie“ . . . ich wurde also würdig befunden, um befördert zu werden, und das alles so ganz ohne mein Zutun, ohne Protektion.“

Am nächsten Tage benachrichtigte ihn der Direktor, daß der Minister ihn um acht Uhr abends in seiner Wohnung empfangen wolle. Frohlockend murmelte Kolyschkin. „Andere bitten, ducken sich, greifen zu allen Mitteln, aber ich tat es Gott sei Dank nicht und bin dennoch bevorzugt worden. Es ist also doch nicht die Protektion, die alles macht, sondern die persönliche Leistung, die Wertschätzung von Verstand, Wissen, Fähigkeiten und Erfahrung . . .“

Dann beschäftigten ihn neue Fragen. „Was soll er sagen, was wird er dem Minister antworten, wenn er sich mit ihm eine halbe Stunde unterhält? Es wurde ihm auf einmal so unbehaglich zu Mute, und ein ängstlich Gefühl kroch in seine Seele. Mit solch einer hochgestellten Persönlichkeit kann ja schließlich einem allerlei passieren! . . . .

Fünf Minuten vor acht Uhr trat er in das Portal des Ministerhauses. Die Garderoben im Vestibül waren ganz frei. Es war demnach niemand da, und er wird ganz allein mit der Exzellenz sein. Wiederum fühlte er, wie ihm eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Der Minister empfing Kolyschkin mit ungewöhnlicher Freundlichkeit, und nach wenigen Minuten hatte das Gespräch schon einen ganz zwanglosen Charakter. Der Minister überhäufte ihn mit Fragen, die er gemessen, ruhig und offensichtlich in befriedigender Weise beantwortete. Kolyschkin war mit sich zufrieden und dachte mehrmals, daß es doch gar nicht so schrecklich sei, einem Minister unter die Augen zu treten, und daß man mit ihm ebenso einfach und offen wie mit jedem anderen Menschen sprechen könne.

Der Minister klingelte und sagte dem eintretenden Lakaien:

„Gieb' uns Tee!“

Nach ein paar Minuten wurde ein silbernes Teebrett hereingetragen, auf dem zwei Gläser Tee standen, ein Sahnentopf, eine Zuckerdose, Gebäck und Butterbrote. Als der Lakai Kolyschkin servierte, nahm dieser das Glas, tat zwei Stück Zucker mit den Zangen hinein und sah mechanisch auf die Zitrone, als suche er etwas. Der Minister bemerkte es und fragte: „Wünschen Sie etwas?“

„Nein, ich glaube nur, es wäre Zitrone“ . . . murmelte Kolyschkin.

„Reiche eine Zitrone!“ befahl der Minister dem Lakaien. Dieser nahm er sein Glas mit Tee, goß Sahne hinein und ging dann rasch zu seinen zu. Kolyschkin rührte sein Glas nicht an. Die Unterhaltung ging fortwährend. Der Minister hatte seinen Tee ausgetrunken und das Glas wieder hingestellt.

Die Zitrone war immer noch nicht da. Der Minister klingelte und sagte dem Lakaien:

„Gib rasch doch eine Zitrone!“ Der Diener verschwand schleunigst. Kolyschkin fuhr fort zu sprechen, ohne das Glas anzurühren. Der Tee wurde kalt, der Zucker lag in einem Klumpen drin und wartete, daß ihn jemand umrühre. Voll Angst vermied Kolyschkin aber, das Glas oder den Teelöffel zu berühren. Es war ihm so, als müßte er durchaus auf die Zitrone warten. Er war wie verzaubert und glotzte stumpf, wie hypnotisiert, das Glas an, ohne an etwas denken zu können.

„Ja trink doch rasch aus und mach ein Ende. Was wartest du denn? Trinke, ob mit oder ohne Zitrone, ist doch ganz gleich, mach zu!“ so rief es in ihm. Er war aber so verwirrt und geistesabwesend geworden, daß er nur ganz dumm auf das Glas starrte. Tiefes Schweigen. Der Minister schellte ganz laut und fragte mit erhobener Stimme zum Lakaien:

„Wo bleibt denn die Zitrone? Ist keine im Hause, so laß doch eine holen!“

„Eure Exzellenz belieben sich deshalb nicht zu beunruhigen“, flüsterte Kolyschkin, rührte aber immer noch nicht das Glas an. Er fürchtete sogar auch nur einen Blick darauf zu werfen. Der Minister rückte ungeduldig hin und her auf dem Stuhle und schielte nach dem erkalteten Tee Kolyschkins, den dieser noch immer nicht trank. Wie frech und wie albern, sich auf eine Zitrone zu kapriziren. Der Faden der Unterhaltung war abgerissen. Die Zitrone kam und kam nicht.

Nach der Uhr sehend, erhob sich der Minister, reichte Kolyschkin die Hand und sagte:

„Wir sehen uns noch!“

Kein Wort, kein Wink wegen der erwarteten Ernennung!

Zwei Tage später begab sich Kolyschkin nach dem Ministerium und ließ sich beim Chef des Departements anmelden. Er mußte lange warten, dann wurde er kühl empfangen und bekam zu hören, daß die Besetzung der Vakanz in Nikolajew noch für einige Zeit hinausgeschoben sei. Sollte man seiner bedürfen, so würde er noch in Kenntnis gesetzt werden.

Natürlich sitzt Kolyschkin auch heute noch auf seiner alten Stelle, und die Stelle in Nikolajew ist längst mit einer anderen Person besetzt. Doch seit jener Zeit trinkt Kolyschkin nie mehr Tee mit Zitrone.

Eine sonderbare Hochzeit.

Am 23. April 1782 schrieb der Göttinger Professor Lichtenberg, der bekannte Satiriker, an einen Freund: „In meiner Physik habe ich diesen Sommer den Erbprinzen von Nassau-Saarbrück nebst seinem Begleiter, dem Geheimen Rat Messerer.“ Dieser erlauchte Student war damals noch nicht vierzehn Jahre alt, und das ist merkwürdig genug, noch merkwürdiger aber ist, daß er schon seit drei Jahren Oberst und zwar französischer war u. am allermerkwürdigsten, daß er seit derselben Zeit die Würde eines Ehegatten trug. Es klingt unglaublich, aber es ist wahr, am 6. Oktober 1779, als der Prinz elf Jahre alt war, wurde er mit der 18jährigen Prinzessin von Montbarry vermählt und zwar unter sehr großem Pomp. Die elsässische Baronin Oberkirch, die bei dem Feste auf Schloß Reishoffen bei Hagenau zugegen war, berichtet u. a. darüber: „Während das Balles war der Bräutigam auf keine Weise zu bewegen, mit seiner Braut zu tanzen; zuletzt drohte man ihm mit der Rute, wenn er sich länger weigern sollte, und versprach ihm tausend Zuckersachen, wenn er sich füge; darauf führte er sie durch ein Menuett.“ Der arme Junge wollte lieber mit Luise von Dietrich, einem Kinde seines Alters, spielen. Die Baronin erzählt weiter: „Mein Bruder zeigte ihm ein Bilderbuch, um ihn zu beschwichtigen; in dem Buche fand sich auch eine Hochzeit; sobald sie der Prinz sah, machte er das Buch zu und rief laut aus: „Nimm es weg, das ist zu schrecklich! Die Hochzeit! Was soll ich damit machen? Es ist abscheulich! Und sieh! fuhr er fort, indem er auf eine lange Gestalt in dem Bilde zeigte, hier ist eine, die wie Mademoiselle von Montbarry aussieht!“ Vollzogen wurde die Ehe erst am 2. September 1785, als der Prinz im 18. Jahre stand. Mit 27 Jahren wurde er Regent und mit 29 Jahren starb er kinderlos durch einen Sturz mit dem Pferde. Der Tod kam ebenso vorzeitig wie die Ehe.

Unsere Schnittmuster - Offerte.

9216.
Hübsches Kleid für das kleine Mädchen.
Cadetblaues Linnen, mit blau und weiß getupftem Percale wurde für dieses Modell benutzt. Die tiefen Armausschnitte und der hübsche Taillenbesatz sind höchst attraktive Vorzüge dieses Musters. Es eignet sich für wollene Stoffe, Linnen, Corduroy, Voile, Chambray, Gingham und andere waschbare Stoffe. Das Muster ist in 4 Größen geschnitten: 6, 8, 10 und 12 Jahre. Es benötigt 3 Yards 44zöll. Stoff für die 10jährige Größe.
Preis des Musters 10 Cents.

„Neuer Frühjahrs- und Sommer-Katalog mit allen neuesten Moden fertig. Jeder Leserin der „Omaha Tribüne“ für 10 Cents zugesandt.“

Bestellungs-Anweisungen

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

Pattern Department, Omaha Tribüne,
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne“ Pattern Coupon.

Ich wünsche Muster No.....

.... Zoll, Brust- oder Taillenweite

(Jahre .... bei Kindersachen.)

Name.....

No. ..... Straße .....

..... Stadt .....

Etwas primitiv.

Die öffentliche Fahrgelegenheit auf den Straßen Jerusalems.

Dieser Tage, so wird aus Jerusalem berichtet, streikten die dortigen Droschkenkutscher. Was das für Jerusalem bedeutet, kann nur der ganz verstehen, der die dortigen Verhältnisse etwas näher kennt. Da es dort weder Elektrische noch Dampfbahn, noch sonst irgend welche anderen modernen Verkehrsmittel gibt, so ist die Droschke das einzige Gefährt, dessen man sich bedienen kann. Und größere Strecken zu gehen ist dort, bei dem orientalischen Klima, das verweichlicht und erschlafft, fast eine Unmöglichkeit. Selbst in einem Sommer wie dem diesjährigen, der im Vergleich mit sonstigen Jahrgängen bis jetzt angenehm und kühl zu nennen ist, brennt die Sonne doch um die Mittagszeit so versengend, daß jeder, auch der fast Unbemittelte, sich eines Wagens bedienen muß.

Die Droschke ersetzt dort nämlich im wahrsten Sinne des Wortes Omnibus und Trambahn. Die ärmere Bevölkerung kann es sich natürlich nicht leisten, jedesmal einen Wagen zu nehmen, daher fahren denn so und soviele, die gerade nach derselben Richtung wollen, in einem Gefährt, manchmal bis zu acht Personen zusammengepfropft; für diese Fahrt zahlen sie dann jeder zwei Metalic (2½ Cents).

Diese Sitte hat sich so eingebürgert, daß die verschiedenen Kutscher schon immer eine bestimmte Richtung hin und zurück einschlagen und auch die verschiedenen Stadtteile ausrufen. Natürlich sind sie auch darauf bedacht, die Konjunktur zu benutzen. Wenn Droschken sehr gesucht sind, d. i. meist zur Touristenzeit, wo viele einen Wagen allein und häufig für den ganzen Tag nehmen, dann geht der Preis auch für solche, die nur einen Platz mit anderen zusammen erhalten, bisweilen auf vier bis fünf Metalic in die Höhe. An schlechten Tagen aber, das heißt, an angenehm kühlen, die das Gehen erlauben, kommt es oft genug vor, daß die Kutscher sich von ihrer luftigen Höhe auf die Straße herabbegeben, die Vorübergehenden am Rockärmel packen und ihnen ins Gesicht schreien: „Meachorim!“ „Machne Jehuda!“, „Babu!“, „Wollen Sie einsteigen? Ich fahre gleich ab!“ Die Namen sind die Benennungen verschiedener Stadtviertel (wie bekannt, gibt es dort keine Straßennamen). So kann es also vorkommen, daß an manchen Tagen die Leute sich um die Sitze in den Droschken streiten, während an anderen Tagen jemand eine Viertelstunde in seiner Wagenecke sitzen und warten muß, bis sich die übrigen Plätze gefüllt haben.

Nun wollte die Regierung die Taxe für die Wagenstände erhöhen, sowie das schon alte, aber nie befolgte Gesetz, daß des Nachts nicht ohne brennende Laterne gefahren werden darf, energisch durchführen. Hauptsächlich aber wollte sie dem Unfug steuern, daß die Menschen auf der Straße angepackt oder angerufen und zum Mitfahren aufgefordert werden. Für diesen Fall sollten die Kutscher eine nicht unbedeutende Strafe zahlen. Jedoch die Droschkenbesitzer wie die Kutscher behaupteten, die erhöhten Abgaben nicht leisten zu können, und fühlten sich außerdem in ihrem alten Recht gekränkt, die Leute nicht mehr zum Einsteigen auffordern zu dürfen. Lieber wollten sie gar nicht fahren. So kam es, daß die Jerusalemer Bevölkerung sich zwei Tage lang nur per pedes vom Platze bewegen konnte. Am Abend des zweiten Tages jedoch endete die droschkenlose, die schreckliche Zeit. Die edlen Rosselenker hatten einen vollen Sieg errungen. Nach wie vor wird also dem Jerusalemer Passanten am Jaffator, dem Hauptaufstellungsplatz der Droschken, der Ruf in die Ohren gellen: „Gefällig? — Noch Platz im Wagen . . .!“

— Ausgleich. Zigarrenhändler: Wünschen Sie wieder die gehabte Sorte, mein Herr?

Kunde: Nein, geben Sie mir von jetzt ab eine recht große Sorte, mein Arzt erlaubt mir statt der gewohnten sechs nur noch drei Zigarren.

— Auch ein Philosoph. „Wenn es heute abend nicht ein paar Taler zu verdienen gäbe, ginge ich bei dieser Hundekälte nicht um eine Million aus!“